

In einem Restaurant in Venedig erinnern sich zwei alte Studienfreunde an ihre längst vergangene Studentenzeit. Besonders lebhaft ist den beiden das Musikwissenschaftliche Institut in Erinnerung. Unvergessen sind etwa der »göttliche Giselher«, der alles über Musikinstrumente wusste, ohne ein einziges spielen zu können, oder die schöne Helene Romberg, die allen den Kopf verdrehte. Vor allem sprechen sie aber über einen Kommilitonen, der wegen seiner Akririe der Meister genannt wurde. Um seinen kargen Lebensunterhalt aufzubessern, verfasste er für ein Musiklexikon Artikel – und erfand dabei so manchen Komponisten hinzu. Als jedoch eine eifrige Studentin über einen dieser Musiker, Thremo Tofandor, zu forschen begann, kam der Meister in Bedrängnis. Um nicht überführt zu werden, erfand er immer neue Details: den Wohnort desselben, einen Briefwechsel Tofandors mit Hindemith – und komponierte am Ende sogar die Werke des Phantomkomponisten. Bald gab es keinen Zweifel mehr: Tofandor existiert – und wurde seinem Schöpfer am Ende zum Verhängnis ...

HERBERT ROSENDORFER (1934 - 2012), in Bozen geboren, war Richter und wurde 1990 von der LMU München zum Honorarprofessor für Bayerische Literaturgeschichte ernannt. Er veröffentlichte Romane, Erzählungen, Theaterstücke, Fernsehspiele, Reiseführer, musikalische Abhandlungen, Libretti und historische Werke. Darüber hinaus schuf er einige Kompositionen. Neben vielen anderen Ehrungen erhielt er 1999 den Jean-Paul-Preis des Landes Bayern für sein Gesamtwerk und bei der Corine 2010 den Ehrenpreis für sein Lebenswerk.

Herbert Rosendorfer

DER MEISTER

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

2. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2011 by Edition Elke
Heidenreich bei C. Bertelsmann, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotive: © DaZo Vintage Stock Photos images.com / Corbis
images; Plainpicture / Millenium; Ola Dusegard / iStockphoto
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74787-0

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Dem Andenken
meines alten Freundes
Cornelius Eberhardt
(1932–2011)
gewidmet*

»Trümmer von Sternen:
aus diesen Trümmern
bilde ich meine Welt.«

FRIEDRICH NIETZSCHE

ICH HATTE CARLONE dort kennengelernt, wo ich eigentlich nichts zu suchen hatte: im Musikwissenschaftlichen Institut. Ich will nicht erwähnen – wie nennt man das, wenn ich es doch erwähne? nein, nicht Oxymoron, das ist etwas anderes: Paralyse, glaube ich –, daß es das Kolleg über die sogenannte *Freiwillige Gerichtsbarkeit* war, in dem ich eigentlich etwas zu suchen gehabt hätte. Dies ein Oxymoron, vielleicht: *Freiwillige Gerichtsbarkeit*. Wer geht schon freiwillig zum Beispiel zum Vormundschaftsgericht. Oder zum Nachlaßgericht, es sei denn, der reiche Onkel ist gestorben, was selten vorkommt. Meist stirbt der arme Onkel, und die Kosten für den Kranz fressen die Ersparnisse auf. Oder er, der reiche Onkel, vermacht hinterhältig – er hatte einen, auch nur als Beispiel, gutgehenden Kran-Verleih – das Vermögen seiner Gaby, von der er die ganze Familie vorher wohlweislich nie etwas hatte hören lassen. Und der Nachlaßrichter, zu dem man unfreiwillig hingeht, erklärt einem dann, daß zwar gegenüber Vater und Mut-

ter ein Pflichtteils-Anspruch besteht, nicht aber gegen einen verbliebenen Onkel.

»Viel versäumt hast du nicht«, sagte später der Kollege Wolfhaupt, der brav im Kolleg war, »der Professor hat langatmig über *Gesetzliche Erbfolge* und den *Pflichtteils-Anspruch* geredet, und was da der Unterschied ist. Kannst es in seinem Buch nachlesen.«

Dagegen hätte ich im Proseminar über Gustav Mahler sehr wohl etwas versäumt.

Das alles ist über fünfzig Jahre her.

*

Da gehe ich heute in Venedig in ein Restaurant in der Nähe der Rialtobrücke, es heißt *La Madonna*, und treffe wen? Man muß wissen, daß dieses Restaurant, die Trattoria *La Madonna*, eine Ausnahme von der Regel bildet, daß man unter keinen Umständen in der Nähe des Rialto oder des Markusplatzes seinen Fuß essenshalber über die Schwelle eines gastronomischen Etablissements setzen darf, wenn man nicht der gängigen Auslegung des Preis-Leistungs-Verhältnisses venezianischer Touristenausnehmer zum Opfer fallen will. Aber die *Madonna* in der gleichnamigen Calle (diese aber seltsamerweise ohne zweites *n*: *Madona*) befindet sich nicht in ganz unmittelbarer Nähe des Rialto, sondern etwas versteckt in der genannten Gasse, die zudem auch am Tag finster ist und, wie gesagt, überhaupt eine Ausnahme, die sich schon dadurch manifestiert, daß dort Einheimische verkehren. Es gibt Einheimische in Vene-

dig, also sogenannte Venezianer. Wenige, aber es gibt sie. Sie wohnen zwar zumeist in Mestre, aber ein paar ... ja, und die gehen in die *Madonna*.

Oft habe ich das Gefühl: alle.

Das bringt mit sich, daß in dem an sich eher geräumigen Lokal die Tische auf Tuchfühlung aneinandergerückt stehen, daß man kaum an den anderen Essern vorbei zu dem vom Kellner zugewiesenen Tisch gelangt und daß man möglichst keinen zu langen Fisch bestellen sollte, weil dessen Schwanz oder Kopf sonst dem Nachbarn in die Spaghetti ragt.

Und laut. Tosender Lärm. Bestellungen werden gebrüllt, es wird nach *il conto*, nach Öl, Salz, einer neuen Serviette, einer Gabel, um Hilfe gerufen. Die vielen Kellner – tadelloso in Weiß/Schwarz, versteht sich – wuseln ... (Ein beliebtes Spiel unter Venezianern: Wie viele Kellner bedienen in der *Madonna*? Nicht zu zählen, verschiebt sich ständig. Es ist so etwas wie die Heisenbergsche Unschärferelation.)

Alles in allem: Nie ein Platz frei, wenn man unangekündigt kommt. Es sei denn, man hat Glück. Ich hatte Glück: Ein einziger Platz an einem Zweiertisch war frei. Der Kellner fuchtelte wegweisend in die Richtung. Und wer saß schon an dem Tisch? Carlone.

*

Die Tiefe der Jahre: fünfzig. Ein halbes Jahrhundert. Kaum weniger als, zum Beispiel, Beethoven gelebt hat. Was ist da alles passiert in den fünfzig Jahren?

»Können Sie sich noch an die Mondlandung erinnern?«

»Ach ja.«

»Können Sie sich noch an den Marxismus – Leninismus erinnern?«

»Ach ja.«

Vor fünfzig Jahren – da hat, auch zum Beispiel, Stravinsky noch gelebt. Jetzt ist er schon zum Klassiker geronnen.

Aber ich habe Carlone sofort wiedererkannt.

»Am starken Hüftumfang erkennt man den ehemaligen Sportler«, sagte er.

(Auch schon damals! Hat nie einen Tennisschläger oder einen Skistock angefaßt. Der Glückliche.)

Der Hüftumfang war ein bißchen »stärker« geworden, aber sonst: »Reifer«, sagte er. »Schöner«, sagte ich.

»Und was machst du in Venedig?« fragte ich.

»Nichts«, sagte er, »auf und ab gehen. Und was machst du in Venedig?«

»Nichts«, sagte ich, »auf und ab gehen.«

Und wir redeten von den alten Zeiten. Es war nicht so, daß wir einander in den fünfzig Jahren ganz aus den Augen verloren hatten. Ab und zu kreuzten sich unsere Wege. Später, wie es so kommt, meist bei Beerdigungen. Zum Beispiel bei der Beerdigung des alten Goblitz. Er war Carlones Doktorvater gewesen, dann für kurze Zeit sein Chef als Assistent am Musikwissenschaftlichen Institut. Ich war hingegangen, weil von meiner Fakultät keiner sonst Zeit hatte: »Und einer muß hingehen, Gob-

litz war Ehrensenator oder so irgendwas, und Sie haben ihn doch gekannt?«

»Ich ihn schon, ob er mich – ich weiß nicht.«

»Immerhin.«

Goblitz war dafür berüchtigt, daß er als Musikwissenschaftler peinlich vermied, Musik zu hören. Professor Julius Goblitz, zu seiner Zeit der Nestor der Musikologie. Keinem Ton öffnete er sein Ohr. Bei seiner Beerdigung allerdings sang dann ein Chor, und ein Organist spielte die Orgel.

»Warum klingt Orgel eigentlich immer irgendwie falsch?« flüsterte mir damals Carlone zu. Er saß bei der Trauerfeier neben mir.

»Das war doch eine seiner Begründungen dafür, warum er nie Musik hörte!«

Er wisse sehr gut, betonte Goblitz oft, warum er vermeide, Musik zu hören. Er *lese* Musik. Zum Beispiel: Orgel. Eben. Klingt immer falsch, es hallt nach, und die Töne purzeln ineinander, schauderhaft. Orgelwerke könne man nur *lesen*. Wolle man Orgelwerke *rein* hören, nehme man die Noten, setze sich hin...

...aber auch alles andere. Klaviere seien grundsätzlich verstimmt. Klavierstimmer seien die Menschen mit dem schlechtesten Gehör der Welt, so Goblitz. Entweder zerrten sie von der dreigestrichenen Oktave an alles nach oben oder quetschten es zusammen. Jedenfalls: grauenvoll.

»Und was sie mit den Baßtönen machen! Gehen Sie mir! Gehen Sie mir!«